Nr. 171. 38. Jahrgang Abend-Ausgabe. Sonnabend, 3. April 1909

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Ein Zukunftsministerium.

Adalbert Falk — der in jenen märchenhaften Zeiten, wo fremde Völker auf uns als die Vorkämpfer der Freiheit sahen, preußischer Kultusminister war — lebt in den Augen aller verständigen Menschen nicht fort als der Minister des Kulturkampfes, sondern weit mehr als der Vater der neuen preußischen Volksschule. Man muß vor Veteranen der Volksschule nur den Namen des Doktors Falk nennen und beobachten, wie ihnen dabei die Augen aufleuchten; so wird man begreifen, was die positive Tätigkeit dieses Mannes für unser deutsches Geistesleben einmal bedeutet hat — und was die systematische Bekämpfung des von ihm geweckten Geistes noch heute bedeutet. Keiner Aufgabe stehen die Organe des Staatswesens wie unsere herrschenden Parteien mit so vollendeter Hilflosigkeit, mit so verständnisloser Gleichgültigkeit gegenüber, wie der, die doch die wichtigste sein sollte: der Sorge für unsere Zukunft, für unseren Nachwuchs. Auf keinem Gebiete herrscht zurzeit eine so völlige Impotenz wie auf dem des Schulwesens. Nachdem ein paar frische Anregungen, die Wilhelm II. in seinen Anfängen gegeben hatte, unter einem Wust bureaukratischer Einwände glücklich erstickt worden, ist alles ins Stocken geraten. Das bißchen Flickarbeit an unseren höheren Schulen, das von Zeit zu Zeit vorgenommen wird, steht durchaus auf der Höhe sonstiger preußischer „Reformen" und verdient den Namen etwa so gut wie die Teilung von ein paar geschwollenen Riesenwahlkreisen den Namen einer Wahlreform. Die kostbarste Pflanzstätte unserer werdenden Zukunft aber, die Volksschule, hat man von Staats wegen dem Geiste ausgeliefert, den man einst dem Hunnen- und Mongolentume für gleichwertig erachtete!

Es wird und muß aber die Zeit kommen, wo die deutsche Politik wieder aufhört, allein von der Sorge um Essen und Trinken bestimmt zu werden. Wo die Sorge um das Geschlecht, dem unsere Zukunft gehört, nicht mehr allein einem Häuflein von Strebern, Eiferern und Bureaukraten überlassen bleibt. Wo das Volk begreifen wird, daß es sich um seine Sache handelt, wo die Sache der deutschen Schule verhandelt wird. Das wird die Zeit sein, wo der Faltsche Geist wieder lebendig werden, wo aus dem Schulaufsichtsgesetz von 1872 über das Schulunterhaltungsgesetz von 1906 hinweg ein organisches Schulgesetz erwachsen wird.

Keine Schulreform wird den Namen einer solchen verdienen, die nicht ein neues Endziel steckt; die nicht auf den heute noch geltenden Grundsatz verzichtet, wonach die Schule folgsame Untertanen zu erziehen habe und nicht dafür den neuen Grundsatz aufstellt, daß sie tüchtige Staatsbürger heranbilden solle. Für folgsame Untertanen ist es das wesentlichste, daß sie an Autoritäten glauben. Auf die Züchtung eines frommen Autoritätsglaubens läuft unsere Schulmethode mit ihrem Drill und ihrer Furcht vor Strafen und Prüfungen, mit ihrer Abhängigkeit von der gerade herrschenden kirchlichen Richtung und ihrer Pflege eines kritiklosen Hurrapatriotismus noch heute hinaus. Und eine ganz unsinnige Ueberlastung mit unfruchtbarem, einer toten Vergangenheit entnommenen Lernstoffe dient dazu, die kümmerlichen Ansätze zu eigenem Denken vollends zu ersticken. Unsere Schulen, hohe wie niedere, mögen für einzelne Berufe die schätzbarste Vorbildung geben: für den Beruf, der uns allen gemeinsam sein sollte, für den Beruf des Staatsbürgers geben sie dem heranwachsenden Menschen gar nichts. Im Gegenteil. Sie machen sein Denken widerstandsunfähig gegen den Wortschwall, womit phantastische Zukunftspolitiker es hernach überschwemmen.

Wäre die Volksschule seit einem Menschenalter darauf ausgewesen, Staatsbürger statt Untertanen zu erziehen, es sähe wohl manches anders aus, auch in unserem Parteiwesen. Hätte das junge Geschlecht, das seit 1870 herangewachsen ist, eine gründliche Einsicht in das Werden und Wesen des Deutschen Reiches mit ins Leben genommen, es folgte wohl nicht so leicht denen, die am lautesten schreien, noch denen, die am gefälligsten mit Worten spielen. Achtung vor dem historisch Gewordenen — und nicht minder Achtung vor dem, was in der Gegenwart werden will —, das ist die einzige Autorität, die der Staatsbürger braucht. Sie unserem Nachwuchs in lebendiger Einwirkung auf Körper und Geist, in klarem Ausblick, nicht auf eine entlegene Vergangenheit, sondern auf die Richtwege deutscher Kulturarbeit beizubringen, das wird die Aufgabe einer wahrhaft deutschen Schule der Zukunft sein müssen.

Es ist klar, daß diese Aufgabe nicht im Nebenamte gelöst werden kann. Darum ist eine unerläßliche Vorbedingung dazu: die Loslösung eines Unterrichtsministeriums aus dem Ressortknäuel des Ministeriums der Kultus-, Medizinal- und geistlichen Angelegenheiten. Wo der Schritt gemacht werden muß, kann für einen liberalen Mann nicht zweifelhaft sein. Wir kommen aus der Rückwärtserei nicht heraus, solange der Leiter des wichtigsten Ressorts in Preußen zwei Herren zu dienen hat: dem Staate, der einmal „eine Freistätte des Geistes" schaffen wollte, und „der zivilisationsfeindlichen Invasion" nach Art von Hunnen und Mongolen. Daß ein nationalliberaler Führer aus dem Landtag eifrig danach strebt, das Kunststück mitzumachen, braucht niemand zu beirren; er würde wie weiland Johannes Miquel seine ministerielle Laufbahn damit beginnen, sich den kompromittierlichen Liberalismus abzugewöhnen. Für den Liberalismus, den man nicht wechselt wie einen Handschuh, ist im gegenwärtigen Kultusressort überhaupt nichts zu holen. Erst wer der erste preußische Unterrichtsminister wird, ist für diesen Liberalismus wieder eine Frage von einschneidender Bedeutung. Deshalb sollte der Liberalismus zunächst seine ganze Kraft darauf richten, das notwendigste, unentbehrlichste Amt zu schaffen: ein selbständiges Unterrichtsministerium.

Lynkeus.

*

Dem Herrn Kultusminister **Dr. Holle** ist ein weiterer Urlaub bewilligt worden. Daß er nach diesem Urlaub wieder in sein Amt zurückkehren wird, glaubt nicht einmal der Portier im Kultusministerium. Der nominelle Inhaber eines der wichtigsten preußischen Ressorts ist leider sehr schwer leidend. Das ist eine nicht abzuleugnende Tatsache. Aber, weshalb denn nicht den verfassungsmäßigen Zustand einfach wiederherstellen, den durch anhaltende Erkrankung zur Führung seines Amtes untauglich gewordenen Minister entlassen und einen Nachfolger ernennen? Aus diesen wiederholt bewilligten Urlaubsgesuchen spricht nichts anderes als die Verlegenheit der maßgebenden Kreise — eine Verlegenheit, wie sie ähnlich in Preußen sich noch nie zuvor gezeigt hat. Der endlose Urlaub des Herrn Holle bedeutet, daß der Kampf um Holles Nachfolge nicht entschieden werden kann, weil gegen den vielgenannten präsumtiven Erben des Holleschen Nachlasses sich an manchen Stellen doch zu viel Bedenken erheben müssen. Herr Schwartzkopff als Nachfolger Holles wäre doch wohl eine zu bittere Pille für den Block, und das mag am Ende der Grund sein, daß sich der preußische Ministerpräsident zurzeit noch nicht dazu entschließen kann, diesen kommenden Mann in sein Ministerium eintreten zu lassen. Fürst Bülow wagt aber auch andererseits keine Kraftprobe auszuführen, und so bleibt denn alles in der Schwebe. Dem Geiste unserer Verfassung entspricht es keinesfalls, monatelang ein Ministerium ohne seinen verantwortlichen Chef funktionieren zu lassen. Aber in Preußen scheint sich ein Konstitutionalismus absonderlicher Art unter der Ministerpräsidentschaft des Fürsten Bülow einrichten zu wollen.

Abdul Hamids Besorgnisse.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 3. April.

Der Großwesir und der Kriegsminister waren mehrere Stunden lang bei dem Sultan, da dieser nach der durch die letzten Meutereien veranlaßten Entfernung der arabischen Leibgarde Garantien für seine persönliche Sicherheit forderte.

Reaktionäre Hodschas haben für heute eine Volksversammlung nach dem Platz vor der Sultan-Achmed-Moschee einberufen, sie wollen die Einführung des alten „Schrejat"-Rechtes als Strafrecht fordern. Die Kammer habe bisher nichts geleistet und sei unfähig, und die Regierung bringe die Nation an den Rand des Abgrundes.

Clemenceaus Osterferien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 3. April.

Kammer und Senat haben gestern bis zu Mitte Mai Ferien gemacht. Sie werden beide nach Wiederaufnahme der Arbeit zu tun finden, denn es bereiten sich allerlei Dinge vor, die der Regierung die Osterstimmung gründlich verderben können. Der Senat wählte noch in letzter Sitzung eine Kommission zum Studium des Einkommensteuerprojektes, das die Kammer bekanntlich angenommen hat. Die Kommission ist diesem Projekt direkt feindlich; sie will zwar die Einkommensteuer, erklärt sich aber gegen die Vorschläge, die Herr Caillaux mit so großer Zähigkeit verteidigt hat. Da Männer wie Poincaré und Rouvier der Kommission angehören, wird die Einkommensteuer im Senat noch manche Fährlichkeit zu bestehen haben. Inzwischen hat Caillaux wenigstens den Erfolg, daß seine Schlußrede über den Entwurf an allen Straßenecken angeschlagen ist.

Doch auch auf anderen Gebieten hat die Regierung mit sozialen Reformen kein rechtes Glück. In der Tagesordnung Chaigne, die nach der großen Poststreikdebatte angenommen wurde, war eine gesetzliche Regelung der Beamtenarbeit vorgesehen, und Clemenceau und Briand hatten bereits über das Statut der Beamten beraten, das in Zukunft den Streik der Staatsbeamten verhindern soll, indem es ihnen Mittel gibt, ihre Wünsche in gesetzlicher und weniger die Ordnung störenden Weise zur Geltung zu bringen. Das ist gut gemeint und verständig begonnen. Ein großer Teil der Beamten erkennt auch an, daß hier der Weg zu dauerndem Frieden gezeigt wird; indes in einer Versammlung des Studiencomités der Beamtenvereinigungen drang gestern nach heftigen Debatten die Ansicht der schärferen Gruppe durch, die vor allen Dingen den Beamten das freie Versammlungsrecht wahren will und jedes staatliche Statut ohne dies Recht ablehnt. Der Wortführer war Herr Pataud, der durch den Elektrikerstreik berühmt geworden ist. Er nahm sich einfach das Wort, nachdem der Präsident es ihm verweigert hatte, und setzte seinen Willen durch. Einige Depu-

Von großen und kleinen Städtern.

Von **Wilhelm Hegeler.** (Nachdruck verboten.)

Als ich nach langer Abwesenheit zum ersten Male wieder dieser Tage in Berlin war, ging ich andächtigen und langsamen Schrittes um eine der Litfaßsäulen herum und fühlte mein Herz klopfen im Vorgefühl all der Sensationen, unter denen ich für diesen Abend Auswahl hatte. Ein einziger von diesen zwanzig oder dreißig Zetteln, so sagte ich mir, würde in der Stadt, aus der ich kam, eine langanhaltende Aufregung hervorrufen. Er würde dort gewiß schon vierzehn Tage vorher an den Säulen kleben neben der Ankündigung hochmoderner Strohhüte und der Aufforderung zur schleunigen Anschaffung warmer Wintersachen. Die Wichtigkeit des Ereignisses, das er ankündigt, würde einem durch eine zirkulierende Subskriptionsliste noch eindringlicher gemacht werden. Am Tage selbst aber würde sich auch der Fernerstehenden, der Modistinnen, Friseure und Kutscher eine festliche Erregung bemächtigen. Hinterher würde das Ereignis dann einfach das Gespräch für Monate werden, ja geradezu eine gewisse Scheidung der Geister hervorrufen: indem die, welche es miterleben durften, sich in esoterischem Stolz zusammenfinden würden gegenüber denen, die draußen bleiben mußten.

Ein einziges Plakat und solche Wirkung! Hier aber klebten sie dutzendweise neben- und übereinander, wurden Abend für Abend erneuert. Und mich ergriff eine ehrfürchtige Scheu vor meinen klugen und gebildeten Freunden, diesen passionierten und überzeugten Großstädtern, die tagaus, tagein an diesem Kulturstrom sich bereichern durften, und es auch taten. Was vermochte ich armer kahler Provinzmensch dagegen zu bieten? Wie würde ich vor ihnen bestehen können? Das Beste war, zu schweigen und zu lauschen.

So hielt ich denn den Mund zu und die Ohren auf. Und da machte ich zwei seltsame Entdeckungen.

Erstens stimmten meine so klugen und gebildeten Freunde auf erstaunliche Weise in dem, was sie sagten, wofür sie sich enthusiasmierten, worüber sie sich entrüsteten, überein. Oft wählten sie sogar dieselben Worte für ihre präzisen und kräftigen Urteile.

Zweitens aber: wenn ich nach Eindrücken fragte, die etwas länger, vielleicht vier oder sechs Wochen zurücklagen, so entstand ein zögerndes Sichbesinnen, eine Verlegenheit, die manchmal in ein wenig Unwillen umschlug, als wenn sie sagen wollten: „Lieber Freund, was red'st du von Anno Toback? Wir sind doch moderne Menschen. Oder nicht?"

Lange Jahre hatte ich die Großstadtschule geschwänzt. Aber meine Versäumnisse habe ich in knapp zwei Tagen eingeholt.

In der kleinen Stadt kann man an den Stammtischen alte Herren oder an den stillen Fensterecken Damen mit weißen Scheiteln treffen, die, durch irgendeine Ideenassociation angeregt, zu erzählen beginnen: „Damals vor —", und man ist dann in eine ganz unwahrscheinliche Vergangenheit zurückversetzt. „Nie habe ich in meinem Leben so gelacht wie damals als ..." Oder: „Nie werde ich vergessen, was ich damals sah, als ..."

Damals!

Für den echten Großstädter gibt es kein Damals. Es gibt nur ein Heute, höchstens ein Gestern. Und auf dem Vorgestern ruht schon eine Art von Schimpf.

Das Leben der Großstadt ist auf die Dauer nicht weniger eintönig und abstumpfend wie das in der Provinz. Wenn hier die Nerven verletzen aus Mangel an Bewegung und Anregung, liegen sie dort schlaff und bloß, weil zu viel an ihnen gezerrt wird. Das Leben unter Millionen hat gewiß einen rascheren Rhythmus; aber je schneller die Eindrücke jemanden jagen, desto oberflächlicher sind die Spuren, die sie hinterlassen, und, wie schon unser alter Schulmeister sagte: „Wiele Hiebe zerschleißen nur die Hosen, man muß sie hübsch langsam aufzählen. ..."

Nicht auf die Fülle der Eindrücke kommt es an, sondern darauf, daß ein Eindruck zum Erlebnis werde. Die Wirkung so manchen Ereignisses beruht nur auf dem Schatten, den es voraus- wirft. Nehmt ihm diesen weg, so wird ein armseliges Nichts daraus wie der Peter Schlemihl des Chamisso. Führt einen Knaben, der nie etwas von Weihnachten gehört hat, in ein Zimmer, worin ein Tannenbaum mit brennenden Lichtern steht — glaubt ihr, er würde auch nur den hundertsten Teil des Jubels empfinden, von dem der kleine Junge erfüllt ist, der schon Wochen vorher seine Nase an den Schaufenstern mit den Spielsachen dahinter platt gedrückt hatte, der hinter jeder verschlossenen Tür seines Elternhauses holde Geheimnisse gewittert und lange Zeit vorher mit dem Gedanken an das Christkind eingeschlafen und wieder erwacht war?

Den Eindrücken ihre Erwartung nehmen, heißt ihnen die Wurzeln nehmen, aus denen ihre lebendigste Kraft erwächst.

Aber zur Erwartung, zur Vorfreude, zur Sammlung hat der Großstädter, der bei allem dabei sein möchte, und womöglich als erster, keine Zeit. Sein Genuß ist ein Hetzen ebenso wie seine Arbeit.

Man liest oft mit Erstaunen, was ein Negermagen alles vertragen kann. Aber die Aufnahmefähigkeit der Seele eines Großstadtmenschen ist vielleicht noch erstaunlicher und gewiß nicht weniger barbarisch. Gestern besuchte er eine griechische Tragödie, heute sieht er eine Variétévorstellung, morgen hört er die Händelsche Passion, und übermorgen wird ihm eine entkleidete Schöne etwas vortanzen. Er jagt durch Empfindungswelten hindurch, die Jahrhunderte und, ich weiß nicht wie viel Gedankenmeilen voneinander trennen, mit der Geschwindigkeit eines Kurierzuges. Daß es da nicht selbstverständlich, daß er von den Eindrücken, die an ihm vorbeihasten, so viel und so wenig in sich aufnimmt, wie der Reisende im D-Zug von den Gegenden, die er durchfliegt?

Ich sprach eben von der Seele des Großstadtmenschen. Aber da sprach ich vielleicht von etwas, das es überhaupt nicht gibt, denn wie kann ein solches Tohuwabohu von Eindrücken wirklich in sein Zentrum dringen? Seine Seele müßte in kürzester Zeit ertrinken, wenn sie all diese Erschütterungen mitmachen wollte. Es ist nur ein rettender Ausweg, den die Natur geschaffen hat, daß bei den Genüssen, die der Millionenmensch über sich ergehen läßt, nur sein Hirn und seine Nerven beteiligt sind. Und wenn man heute von der Seele etwas spöttisch spricht, wenn man die Affektationswerte belächelt und auch hinter den ursprünglichsten Empfindungen heimlich verborgene Sentimentalitäten wittert, so zeigt das nur, wie weit der Geschmack der Großstadt schon gedrungen ist. Im Leben des Durchschnittsgroßstädters ist dafür wirklich kein Platz, so wenig in den Straßen der Großstadt Raum vorhanden ist für Wiesen und Wälder.

Aber — nur einäugige Torheit kann das verschweigen — all diese Dinge können sein, doch sie brauchen nicht zu sein. Was für die Schwachen ein Strudel ist, der sie unwiderstehlich mitreißt, ist für die aufrecht Schreitenden nur ein brausender Wind, der, wenn es ihnen gefällt, ihre Schritte beschleunigt, mit seinem fröhlichen Wehen die Seele belebt, gegen den anzuschreiten nicht ermattet, sondern stählt. Das ist das Geheimnis, warum trotz allem der kahle asphaltierte Boden Berlins dennoch so reich an fruchtbaren Anregungen ist, daß unter den Millionen Großstädtern viele Tausende leben, die es nicht sind. Sie sind nicht Groß-, nicht Kleinstädter, sondern sie selbst, Eigengänger und Eigenwillige.

Sie sind nicht Originale im Sinne der Kleinstadtoriginale, daß sie durch unmögliche Havelocks und seltsame Frisuren auffallen möchten. Gerade das scheint ihnen der Vorteil der Menge, daß man in ihr verschwinden kann. Aber sie besitzen ihr eigenes Seelenland, auf dem in aller Stille nur ihnen gehörige Ueberzeugungen heranwachsen können. Sie haben den Mut, an der überreichen Tafel zu sitzen und